

Jana Döhning

ROMAN



STASI  
RATTE

HARTRIEGEL  
VERLAG





Jana Döhring

STASIRATTE

Roman

Harriegel Verlag

Hartriegel Verlag  
www.hartriegel-verlag.de

ISBN 978 3 981 5077 0 6 (Buch)  
ISBN 978 3 981 5077 1 3 (pdf)  
ISBN 978 3 981 5077 2 0 (epub)  
ISBN 978 3 981 5077 3 7 (Hörbuch)

© 2012 by Hartriegel Verlag, Köln  
Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung:  
© Hannes Höhlig, Diplom Designer (FH), Berlin  
hhoehlig@yahoo.de

Druck und Bindearbeiten  
Digitaler Buchdruck Schaltungsdienst Lange oHG, Berlin  
www.schaltungsdienst.de

Printed in Germany

Für Ygor



## Vorwort

Sich an die Vergangenheit zu erinnern, kann wunderschön sein. Manchmal ist es eine Melodie, die wir lange nicht gehört haben und die es schafft, uns in eine längst vergangene Situation zurückzusetzen. Oder es kann ein Foto sein, dessen Anblick uns berührt und Erinnerungen weckt.

Aber so sehr es eine Freude sein kann, sich zu erinnern oder erinnert zu werden, ist leider auch das Gegenteil häufig der Fall

Fünfzehn Jahre nach der Wiedervereinigung grüßte mich die Vergangenheit, die es buchstäblich geschafft hatte, mich einzuholen. An diesen Buchstaben konnte ich aber keinen Gefallen finden. Noch dazu, da diese nicht die Absicht hatten, einfach wieder zu verschwinden. Erst erschienen sie spontan, dann regelmäßig. Zu regelmäßig, um unbewältigt zu bleiben.

Also setzte ich mich hin mit dieser Vergangenheit, ließ sie an mich heran, manchmal so nah, dass ich die Gegenwart vergaß. Ich setzte mich mit ihr auseinander, diskutierte über Details, rang um Wahrheiten, die schmerzten oder peinlich waren. Denn meine Vergangenheit ging nicht immer freundlich mit mir um. Sie konnte sehr ernst und kritisch sein. Dann wieder auch nachgiebig, manchmal sogar komisch.

Wir sind jetzt wieder Freunde.





Meine Füße rutschen auf dem feuchten Kopfsteinpflaster. Die Straße führt direkt ins Meer. Grau und uferlos rollen die Wellen auf mich zu. Das Wasser verändert seine Farbe von Hellgrau in Violett und vereint sich allmählich mit dem Abendhimmel. Der Wind rauscht und treibt es vor sich her. Jetzt werden die Straßenlaternen von den trüben Wellen umspült und nacheinander kippen sie elegant wie mit einer letzten Verbeugung in den Abgrund. Am Horizont erscheint ein Schwarm Tauben, die weiße Blätter in den Schnäbeln tragen. Es erscheint mir ganz alltäglich, dass die Vögel mir Worte zuzurufen, wobei ihnen die Zettel aus den Schnäbeln fallen. Doch ich verstehe ihre Sprache nicht.

Dann dreht der Schwarm ab und verschwindet so schnell, wie er aufgetaucht ist. Ich versuche, einen der Papierfetzen aus dem seichten Wasser herauszufischen. Doch ich komme nicht vorwärts auf dem glitschigen Untergrund. Das Meer zieht sich langsam wieder zurück und nimmt alle Nachrichten mit. Ich will hinterherlaufen, doch es gelingt mir einfach nicht, so sehr ich mich auch gegen den Wind stemme, der meine Haare zerzaust. Regen klatscht mir ins Gesicht und ich wache auf.

Einen Moment lang liege ich flach auf dem Rücken zwischen Traum und Wirklichkeit und starre ins Leere. Es ist 4:40 Uhr. Noch sechs Stunden und zwanzig Minuten.

Es regnet kräftig. Ich stehe auf und schließe das Fenster. Im Haus ist es dunkel, meine Familie schläft. Durch das Fenster kann ich im Licht der Straßenlaterne sehen, wie sich die Zweige der Erle unter den Wassertropfen biegen. Mir fällt der Taubenschwarm ein und ich schüttele den Kopf.

Als der Wecker später klingelt, stelle ich fest, dass ich noch ein paar Stunden geschlafen haben muss. Ohne Tauben, ohne Meer, und ich stehe entschlossen auf. Doch die gewohnten Handgriffe sind keine wirkliche Ablenkung, sodass die ängstliche Erwartung wieder Oberwasser bekommt. Dieses Zupfen

der Aufregung in den Händen, den Beinen, da ist es wieder und zieht mich abwärts. Und in meinem Kopf läuft ein Film, der in einer Endlosschleife zeigt, wie es sich abspielen könnte, könnte, könnte.

Im Spiegel sehe ich eine Frau Mitte vierzig, dunkle Haare, grüne Augen. Sie kann mir nicht sagen, was der Tag bringen wird. Also kehrt sie zurück zur Routine. Kaltes Wasser, Fön, Make-up. Mechanisch ziehe ich mir einen Lidstrich, tusche die Wimpern, lege etwas Rouge auf und bin für ein paar Minuten abgelenkt. Und immerhin, wenn ich heute Abend die ganze Schminke herunterwasche, wird alles vorbei sein.

\* \* \*

Nach langwierigem Herumkramen im Kleiderschrank entschlief ich mich für den dunkelblauen Hosenanzug. Was das Frühstück angeht, spüre ich deutlich, dass neben dem Adrenalin nur noch wenig Platz für anderes sein wird.

Ich gehe in die Küche, koche Wasser für den Tee und lege zwei Bananen auf den Tisch, da ich die Erfahrung gemacht habe, dass sie auch bei minimalstem Appetit runterrutschen und eine Weile satt machen. Dann setze ich mich an den großen Holztisch, der für mindestens sechs Personen ausreicht, und betrachte meine Umgebung. Alles sieht aus wie seit Jahren. Die großen Küchenschränke aus der Gründerzeit wirken mit ihren mehr als hundert Dienstjahren solide und verlässlich. Passend zu ihrem hellen Braun stehen sie vor blau tapezierten Wänden. Den Eindruck der vorletzten Jahrhundertwende stören nur die Elektrogeräte, die sich weiß und funktionell vom bejahrten Holz absetzen. Das Radio erscheint mir zu laut, ich stehe auf, um es leiser zu drehen.

Mike kommt mir entgegen. Als mein Anwalt trägt er einen schwarzen Anzug, ein weißes Hemd und eine weiße Krawatte. Wir werden die Sache gemeinsam durchstehen, geht es mir

durch den Kopf, und wie wenig selbstverständlich dies doch ist.

Er scheint meine Gedanken zu erraten und sagt: „Nimm das alles nicht so schwer. Glaub mir, der Richter wird sich nicht lange damit aufhalten. Denk einfach daran, wie es weitergegangen wäre, hätten wir nicht endlich etwas unternommen. Die Dinge müssen sich entwickeln und wir gehen jetzt den nächsten Schritt.“

„Ja“, antworte ich etwas matt und denke darüber nach, dass es längst nicht sicher ist, ob das Gericht in meinem Sinne entscheiden wird. Das und die weiteren Begleitumstände des bevorstehenden Termins machen mich nervös. Ich stehe auf, weil mich jetzt ein Beitrag im Radio interessiert, und drehe es wieder lauter. Doch auch die freundliche Stimme des Moderators lenkt mich nur kurz ab. Also dränge ich darauf, endlich loszufahren, da ich rein gar nichts mehr mit mir anzufangen weiß.

\* \* \*

Die Karriere hatte Mike vom Rhein an die Spree gespült und damit in meine Nähe. Neben dem Alltag im Büro entdeckten wir nach und nach viele Gemeinsamkeiten. Wir waren noch nie in Griechenland und mochten beide keine Katzen. Neben diesen fundamentalen gab es noch eine Reihe kleinerer Dinge, für die wir beide Interesse hatten. Wir besuchten gern Museen, liebten große Städte und nahmen uns immer wieder vor, mehr vom Theater zu verstehen.

Ich verliebte mich jeden Tag ein bisschen mehr. In seine feine zurückhaltende Art, in seinen Humor, seine Augen, ja sogar in die feinen schwarzen Haare auf den Unterarmen, die aus den Manschetten seiner weißen Hemden hervorlugten.

Es vergingen nur wenige Wochen, dann waren wir ein Paar.

\* \* \*

Nach einer guten Stunde Autofahrt, in der wir Berlin einmal durchqueren, erreichen wir unser Ziel. Das Gericht ist ein Bau des neunzehnten Jahrhunderts und es strahlt die ihm zustehende Würde und Seriosität aus. Es steht an einer belebten Straßenecke wie eine graue Trutzburg jener Zeit, in der noch mit dem Pferdewagen vorgefahren wurde. An den Seiten des Gebäudes ragen Türmchen aus dem Dach empor. Ein spitzer, reich verzierter Giebel überkront das Eingangsportal. In der Etage über der mächtigen Pforte lassen repräsentative Rundbogenfenster den hinter ihnen liegenden Festsaal vermuten.

Wir parken und ich steige zögernd aus. Während ich angesichts der Schönheit und des Charmes alter Gebäude oft ins Schwärmen gerate, kann mich heute der Anblick des Hauses nicht von seinem Inhalt ablenken. Wir gehen langsam über die Straße. Durch meinen hektischen Aufbruch haben wir noch mehr als eine halbe Stunde Zeit bis zum Beginn der Verhandlung. So bleiben wir noch ein wenig im Sonnenschein vor dem Eingang stehen. Ich beobachte die tanzenden Schatten der hohen Laubbäume, die die Sonne auf die Wände des Gemäuers wirft.

Meine Gedanken gelten allein dem Innern des Gebäudes, genauer gesagt Raum 234, in den wir geladen sind. Mir kommt wieder die alpträumhafte Vorstellung in den Sinn, dass sich eine Schulklasse zu Bildungszwecken genau heute hier einfindet und der öffentlichen Verhandlung zusieht. Oder, noch fürchterlicher, frühere Kollegen oder Freunde könnten den Weg hierher gefunden haben. Mike hatte mir den Hinweis nicht erspart, dass diese Art Verhandlungen immer öffentlich sind und es niemandem verwehrt werden kann, daran teilzunehmen. Ich halte es in der Tat für wahrscheinlich, dass die Gegenseite etwas Verstärkung mitgebracht hat. Die Vorstellung allein wirkt allerdings bis in den Verdauungstrakt, woraufhin ich mir alle Mühe gebe, sie zu verdrängen.

„Können wir?“, Mike sieht mich an und nickt mir aufmunternd zu. „Ja ... klar, gut“, antworte ich fahrig. Er öffnet die mächtige Holztür und wir betreten die weite, etwas düstere Eingangshalle. Von dort geht es nach rechts und links zu den weiteren Räumen des Erdgeschosses und geradezu hinauf ins Treppenhaus. Die geschwungene Holzterrasse führt in die oberen Stockwerke und somit auch zu Raum 234. Als wir die ersten Stufen betreten, frage ich mich, ob die Gegenpartei schon hier ist. Sitzen sie vielleicht schon im Verhandlungssaal oder warten sie noch vor der Tür? Oder sind wir die Ersten? Ich lausche angestrengt, doch ist von unten nichts zu hören.

Noch eine Viertelstunde. Meine Hände sind aus Eis und mein Herz rast. Von Stufe zu Stufe fühle ich mich beklommener. Auf den letzten Stufen muss ich mich zwingen, die Füße zu heben, so bleischwer und unsicher sind sie. Die Koordination von Knie- und Fußgelenken funktioniert einfach nicht wie sonst und es bedarf meiner ganzen Anstrengung, bis zum Treppenabsatz heraufzusteigen. Ich hoffe sehr, dass Mike dies nicht mitbekommt, dass er sich jetzt nicht zu mir umdreht und mich anspricht. Denn ich hatte mir eigentlich zugetraut, die Sache zwar ernst, doch mit einer gewissen Lässigkeit durchzustehen. Schließlich bin ich die Klägerin.

Endlich oben angelangt, biegen wir nach links ab in einen menschenleeren Flur. Ich hebe vorsichtig den Blick. Aber niemand steht vor der Tür mit der Nummer 234, niemand ist darin, die Tür ist verschlossen. An einem Aushang an der Wand können wir lesen, was heute hier verhandelt werden soll. Wir sind die Ersten. Mike studiert geschäftsmäßig die weiteren Termine des Aushangs, während ich mich ermattet auf einen der Stühle vor dem Raum fallen lasse.

Eine Schulklasse wird wohl nicht mehr kommen, stelle ich erleichtert fest. Denn die wären wohl pünktlich gewesen. Bleiben noch die Freunde oder Bekannten des Beklagten und

er selbst. Oder kommt er vielleicht gar nicht selbst, nur sein Anwalt? Ich frage Mike nach dieser Möglichkeit, doch er hält sie für unwahrscheinlich. Also gut, langsam beruhige ich mich.

Der „Beklagte“, denke ich, wie sich das anhört im Amtsdeutsch. Eigentlich kenne ich nur die Redewendung, dass ich mich *über* etwas beklage. Aber jemanden *beklagen*? Klingt seltsam. Vielleicht einen Verlust beklagen, das ginge noch. Nun beklage ich also jemanden, und zwar Gerry, meinen alten Freund und Kollegen.

Meine Gedanken wandern in die Vergangenheit zu ihm, den ich vor fünfzehn Jahren zum letzten Mal gesehen hatte.

\* \* \*

Sommersprossig, unbeschwert und fröhlich: Gerry war kein Typ für trübe Tage. Wir mochten uns vom ersten gemeinsamen Arbeitstag an. Später lernte ich auch seine Freundin Sonja kennen, eine aparte Blonde mit einem aufmerksamen Blick aus graublauen Augen, deren Lider auch ohne jedes Make-up seiden schimmerten. Menschen „mit Herzensbildung“ hätte meine Großmutter väterlicherseits die beiden genannt. Wäre es nötig gewesen, hätte man mit ihnen zumindest Ponys stehen können.

Ein Jahr vor der Wende wurden wir fast zeitgleich Eltern. Sonja und Gerry bekamen eine Tochter und ich einen Sohn. Da meine Beziehung zu dessen Vater Paul den Zenit aber schon lange überschritten hatte, nahm ich bald den Status einer Alleinerziehenden an. In dieser Zeit wurde Gerrys Familie für mich wie ein Hafen, in den ich sowohl bei Sturm wie auch bei Sonnenschein einlaufen konnte. Vielleicht waren die beiden damals sogar die einzigen Freunde, die diese Bezeichnung verdienten. Ich konnte buchstäblich in Nacht und Nebel bei ihnen auftauchen und fand die Nähe zu Menschen, die

wirklich besorgt um mich waren, die echt zuhörten und nach Lösungen für meine Probleme suchten.

Ich erinnere mich gern und traurig zugleich an die vielen Stunden und Tage, die wir miteinander verbrachten. Unseren Campingurlaub am Balaton, der genau genommen ein Desaster war; tausend Stunden in seiner einfallsreich gestalteten Wohnung; Grillen auf dem Balkon; unsere gemeinsame Entdeckung der Westberliner Warenflut nach der Wende.

Wie oft wir wohl im kleinen Schlafzimmer der beiden zu dritt auf dem runden Bett gesessen hatten, immer darauf bedacht, nur keine Rotweinflecken oder Zigarettenasche auf der Matratze zu hinterlassen. Das Bett füllte den Raum nahezu aus und gab unseren Gesprächen Vertrautheit und unkomplizierte Nähe. Wir waren eine Einheit, die scheinbar niemand auseinanderbringen könnte ... wenn nicht wir selbst.

Gerry hatte zudem die wunderbare Begabung, ohne großen Aufwand in kurzer Zeit ein Stimmungstief in ein Hoch zu verwandeln. Es machte ganz einfach Spaß, zusammen zu sein. Wir hatten denselben Humor und die gleiche unkomplizierte Sicht auf die staatstragenden und alltäglichen Dinge.

Auch an unserem Arbeitsplatz, einer Nobelherberge in Berlins Mitte, die dem klammen Staat heiß begehrte Devisen verschaffen sollte, waren wir ein großartiges Team.

Doch nach dem Mauerfall vor zwanzig Jahren, als unser Leben so anders wurde, suchte ich nach neuen Wegen und zog mich von dieser Freundschaft immer mehr zurück. Mit einer neuen Liebe und einem neuen Job versuchte ich, alle Brücken hinter mir abubrechen. Mein altes Leben wollte ich nicht mehr und möglichst an nichts Negatives darin erinnert werden. Und das gelang mir zunächst auch. Ich baute einen neuen Freundeskreis auf, schulte um für einen neuen Job, bezog eine neue Wohnung.

Die Vergangenheit hatte ich vor die Tür gesetzt.



Diese Zeit mit ihren Abgründen und Fehlentscheidungen sollte nicht mehr zu mir gehören. Ich wollte jetzt nur nach vorne sehen und meinen Weg gehen, ohne auf Bruchstücke von Erinnerungen zu treten, über die ich stolpern könnte. Der Rucksack, der nun mal an mir hing, blieb unausgepackt, unsortiert. Sein Inhalt sollte mich nicht weiter beschäftigen.

Der Kontakt zu Gerry, den ich langsam hatte einschlafen lassen, wurde auch von seiner Seite nicht geweckt. Ich war nicht sicher, warum. Mein Rückzug jedenfalls wurde hingenommen.

Bis zu jenem Tag im August vor drei Jahren, als ich einen Brief bekam, der mich schockierte.

\* \* \*

Es war nicht der Schreck, der einen durchfährt, wenn man jemandem die Vorfahrt genommen und noch mal Glück gehabt hat. Oder wenn einem plötzlich einfällt, dass man etwas sehr Wichtiges vergessen hat. Nein, dies hier war anders. Es kam nicht aus dem Hier und Jetzt, sondern aus dem Dunkel der Vergangenheit wie ein greller, schmerzhafter Blitz. Dieser Blitz schlägt dem Baum nicht nur einen Ast ab, er rast durch bis in die Wurzel.

Ein Mittwoch im August vor drei Jahren beschert mir einen hochsommerlichen Feierabend. Die Sonne steht noch hoch am Himmel und die Gärten, an denen ich vorüberfahre, stehen in voller Blüte. Ich höre das gleichmäßige Brummen eines Rasenmähers.

Mit Vorfreude auf einen Kaffee und die Zeitung auf der Terrasse parke ich in der Einfahrt neben dem Haus und gehe zum Briefkasten. Durch gestanzte Löcher im Blech des Kastens kann ich schon im Voraus sehen, ob Post gekommen ist und es sich überhaupt lohnt, ihn aufzuschließen. Da es schwach weißlich durch die Löcher scheint, nehme ich die

Schlüsseltasche aus meiner Handtasche, klappe sie auf und entwirre die unterschiedlich großen Schlüssel darin. Der kleinste ist es, den ich brauche.

Etwas Werbung und ein kleiner weißer Briefumschlag kommen zum Vorschein. Auf die Reklame werfe ich einen kurzen Blick, aber es ist nichts von Interesse dabei, sodass ich die Sachen gleich in die Papiermülltonne werfe, die neben der Toreinfahrt ihren Platz hat. Nun wende ich mich dem Umschlag zu. Er ist handschriftlich adressiert. Eine ausgeprägte und beinahe elegante Handschrift ist es, die meinen Vor- und Zunamen und meine Adresse zu Papier gebracht hat. Sie kommt mir irgendwie bekannt vor. Nun, wenn ja, musste das lange her sein. Ich drehe den Umschlag um. Auf der Rückseite steht als Absender nur ein einziger Buchstabe, schön geschwungen und mit einem Punkt: G.

G?

Kenne ich eine Person, deren Vor- oder Nachname mit G anfängt? Ich überlege und krame in meinem Gedächtnis. Wer kann das sein? Der Umschlag ist mir nicht ganz geheuer. Ich grübele, drehe und wende ihn. Langsam frage ich mich, ob es überhaupt gut ist, ihn bekommen zu haben. Ach Unsinn, ist aber schon mein nächster Gedanke. Was soll schon drin sein? Aber wer ist G. und was will G.?

Schließlich nehme ich Brief und Schlüssel und gehe ins Haus. Ich bin an diesem Nachmittag allein und niemand von meiner Familie würde so bald nach Hause kommen. Im Flur ziehe ich mir Schuhe und Jacke aus und gehe geradewegs in die Küche. Von hier aus kann ich in den blühenden Garten sehen. Seit wir hier wohnen, hat er sich immer mehr zum Experimentierfeld und beruhigenden Hobby entwickelt.

Von der Küche gelangt man auf die Terrasse. Dort stehen Tisch und Stühle, ein Keramikofen, der für Wärme nach Sonnenuntergang sorgt, der Grill und einige Blumenkübel.

Eigentlich wollte ich mich gleich hier fallen lassen, nun steht aber der merkwürdige Brief im Zentrum meines Interesses.

Es ist nun Zeit, ihn endlich zu öffnen. Ich lege den Umschlag auf den Küchentisch, schlitze ihn mit einem Küchenmesser der Länge nach auf und ziehe ein Blatt Papier heraus. Meine Hände sind kalt und ein bisschen feucht, als ich das Blatt auseinanderfalte. Schon beim ersten Überfliegen zucke ich zusammen. Ich lese die paar eilig hingetippten Schreibmaschinenzeilen gleich noch einmal und noch einmal. Es ist so unglaublich ... ich muss mich irren. Ich starre auf die Buchstaben, die sich aber nicht verändern. Die Worte bewegen den Boden unter meinen Füßen. Mir wird schlecht. Nein, es gibt keinen Irrtum, hier liegt keine Verwechslung vor. Dieser Brief ist an mich gerichtet und er spricht von mir.

Ganz langsam, schwer wie ein Mehlsack, sacke ich auf einen Küchenstuhl. Mein Inneres entfernt sich aus dieser Küche, aus dieser Gegenwart. Würde der Küchenschrank neben mir zusammenbrechen, ich würde es nicht bemerken. Der Schock ist so groß, dass ich meine, mich nicht mehr bewegen zu können. Das Blatt Papier habe ich inzwischen fallen lassen. Es ist auf dem Dielenboden gelandet und wendet mir wie ein böser Schelm die beschriebene Seite zu.

In meinem Kopf macht sich eine Leere breit, die versucht, die Erkenntnis gleich wieder zu verbannen. Tränen laufen mir übers Gesicht. Es dauert eine Ewigkeit, dann zwingen mich zurückzukommen, meine Gedanken zu ordnen, ich hebe mühsam das Papier vom Boden auf. Ich lege den Brief vor mir auf den Tisch und lese ihn wieder und wieder. Doch meine Gedanken sind ein unsortierter Haufen. Dafür sind meine Gefühle deutlich: Scham, Schuld und Panik. Und ich lese noch einmal:

Hallo Jana,

*Hab' jetzt meine STASIAKTE einsehen können! War ganz schön heftig zu lesen, dass ich 6 IM-Ratten an der Backe hatte. Aus diesem Grunde habe ich mich entschlossen, nachdem mich 2 Zeitungsfritzen im Foyer der Stasistelle zutexteten, meine Akte zu publizieren!*

*Das Skript ist in etwa wie folgt:*

- 1. Barkeeper aus 5-Sterne-Hotel kann nach 15 Jahren seine Akte einsehen!*
- 2. Foto + ein wenig Geplauder über das Hotel*
- 3. Abbildung der handschriftlichen STASISPITZELPROTOKOLLE der IM's + schriftlicher Nachweis von der Stasistelle – wer ist welcher IM (zum Beispiel habe ich von einem IM – CORNELIA ASTRID zwei handschriftliche STASISPITZELBERICHTE sowie ein handschriftliches Protokoll vom Stasioffizier über ein Telefonat mit dem SPITZEL-ERGEBNIS von IM – CORNELIA ASTRID über mich)*
- 4. Rechercheergebnis: – der IM heute mit Fotos vom jetzigen Zuhause + Fotos vor oder bei der jetzigen Tätigkeit.*

*Gruß*

*G. (und eine Handynummer)*

Hingeschmettert in zornigen Worten steht der Vorwurf auf dem Papier. Böse und bitter kurz danach gleich die Ankündigung der Rache. Die dürftigen Zeilen werfen mir die Wahrheit ins Gesicht wie ein nasser Lappen aus dem Schmutzwassereimer. Eine Wahrheit, die mich seit Jahren begleitet und mit der ich nicht umzugehen weiß. Seit Langem hege ich die Hoffnung, übersehen zu werden, einfach alles vergessen zu können. Dieser Brief raubt mir die Illusion.

Meine Aufregung verwandelt sich allmählich in eine Art Stumpfsinn. Ich starre regungslos auf den Küchenboden und

lasse mich hängen. Alle Kraft wurde von dem Schrecken aufgesogen, ich fühle mich wie ein treibendes Stück Totholz.

Nachdem ich wohl eine halbe Stunde so dasitze, fällt mein Blick auf die Handynummer, die auf dem Brief notiert ist. Ich erhebe mich mühsam und hole das Telefon. Dann setze ich mich damit an den Tisch, stehe wieder auf. Meine Gedanken sind noch zu keiner höheren Ordnung fähig. Der Schlag ist zu unerwartet gekommen. Ich fange wieder an zu weinen, erst leise, dann laut und verzweifelt.

Vielleicht ist es das Beste, die Sache gleich wieder aus der Welt zu schaffen, so plötzlich, wie sie hineingeplatzt ist, überlege ich. Ich rufe ihn an, meinen alten Freund. Ja, ich werde mich entschuldigen und gut. Vielleicht schreibe ich lieber auch einen Brief, doch was soll darin stehen? So wutentbrannt, wie seine Worte sind, glaube ich nicht, ihn mit ein paar Sätzen besänftigen zu können.

Oder will er Geld? Blödsinn, ich schüttele den Kopf über diesen Einfall. Das hier ist keine Räuberpistole. Er war ein Freund! Und dies hier ist die Reaktion auf eine üble Überraschung und große Enttäuschung nach einer Freundschaft, die vor mehr als zwanzig Jahren begann.

\* \* \*

Wir waren damals ziemlich stolz auf unsere Anstellung im Ostberliner Spreehotel. Und aus Kollegen wurden wir sehr schnell zu Freunden, die es schätzten, miteinander zu arbeiten. Dann wurde die Kristallbar zu unserer Bühne und aus der Hektik wurde Rock 'n' Roll. Ein besonderes Highlight war alljährlich die arbeitsreiche Silvesternacht, die wir zu unserer Show machten. Das Hotel war ausgebucht und der Strom der Gäste flanierte in ausgelassener Stimmung von den Restaurants durch Flure und Lobby, die Treppen herauf und herunter und in großer Zahl auch zu uns in die Bar, auf einen Cocktail

oder um zu sehen und gesehen zu werden. Das bedeutete für uns Hochdruck und Konzentration, aber auch Spaß am Trubel. Unsere Motivation war ganz klar das reichliche Trinkgeld, das diese Nacht versprach.

Wir nahmen die Bestellungen auf, liefen zur Kasse, um die Order einzutippen, und legten die Bons dem Barmann vor. Dann zwischendurch kassieren, abräumen, zur Bar zurück, um die fertigen Getränke abzuholen, diese dann den Gästen servieren, zwischendurch neue Bestellungen entgegennehmen. Wir flitzten und lieferten, kassierten und scherzten, tranken schnell einen Schluck Wasser oder nahmen rasche Züge von der ewig glimmenden Zigarette im Office. Dann wieder los ins Getümmel. Dabei verstanden wir uns ohne viele Worte. Gerry war so etwas wie der unbenannte Teamchef und ich arbeitete ihm zu. Wenn er befürchtete, wir könnten ins Schwimmen geraten, hörte ich seinen originellen Spruch: „Jana, strahl Ruhe aus!“

Alles glänzte an diesem Abend förmlich. Nicht nur die ungewöhnlich elegante Garderobe der Gäste und der teure Schmuck, der zu diesem Anlass mal aus dem Haus durfte. Das glanzvolle Fluidum der Umgebung ließ uns durch den aufgedrehten Abend schweben.

Wenn es dann auf Mitternacht zugeht, ging es darum, so schnell wie möglich alle Sektflaschen in Position zu bringen und überall nur wenige Minuten vor zwölf zu öffnen. Dann war es so weit, es ertönten Gongschläge und die Sekunden wurden zurückgezählt. In diesem Moment standen wir in Reichweite der Gäste, ebenfalls mit einem vollen Sektglas in der Hand, um mit denen anzustoßen, die uns gern dabeihaben wollten. Es waren viele. So gingen wir dann erstmals an diesem Abend langsam und feierlich von Tisch zu Tisch, stießen an und nippten am Sektglas. Dann zogen wir uns für einen Moment ins Office hinter die Bar zurück und begrüßten

das neue Jahr mit den Kollegen. Ein paar Minuten Ruhe, kein Laufen, keine Bestellung, wir kamen langsam herunter und merkten zum ersten Mal an diesem Abend unsere Erschöpfung, das Brennen unserer Füße und wie gut der Sekt tat.

Viele Stunden später, nachdem die letzten Gäste in den Neujahrmorgen gegangen waren, begann für uns die Zeit zum Aufräumen und Abrechnen.

Zum Schluss saßen wir rechnend und Geld zählend beieinander, ruhig jetzt und noch einmal ganz konzentriert. Das Ergebnis konnte sich sehen lassen und wir genossen noch ein paar Minuten still, wie gut wir als Team funktionierten und wie sehr wir uns aufeinander verlassen konnten.

\* \* \*

Die Tage werden merklich kürzer, es geht auf Weihnachten zu. Meine Aufregung über Gerrys Brief, den ich im Hochsommer erhalten hatte, ist verflogen. Nachdem sich der Schock gelegt und ich überstürzte Aktionen vermieden habe, beginne ich Recherchen im Internet zu machen, um herauszufinden, ob es dort schon Informationen über mich gibt und was vielleicht in den Illustrierten steht. Doch nichts deutet darauf hin, dass *mein Fall* schon öffentlich ist. Den Brief verwahre ich sorgsam und schweige darüber. Ab und zu frage ich mich, ob es das nun war und was Gerry damit für eine Absicht verfolgt hatte. Ich komme zu dem Ergebnis, dass er mich hatte erschrecken wollen und erinnern an etwas, das ich tief vergraben hatte. Ich sollte einfach noch einmal gründlich darüber nachdenken, folgere ich. Seine Wut war raus und ihren Weg zu mir gegangen und damit Schluss.

Die Weihnachtspost reißt mich aus meinem Schlummer.

Es ist eine Weihnachtskarte, auf der ein kleines Mädchen in winterlicher Umgebung eine rote Laterne in die Höhe hält, wie um die Dunkelheit des Winters aufzuhellen. Sie sieht

fröhlich aus und ihre Miene lässt darauf schließen, dass sie etwas verkünden will.

Ich brauche die Karte nicht erst umzudrehen. Die Darstellung des Mädchens mit der Lampe der Erleuchtung und dem mitteilbaren Gesichtsausdruck ist deutlich genug. „*Meinem Stasispitzel einen Weihnachtsgruß*“, lese ich. Anonym diesmal. Offen. Es ist niederschmetternd. Nach Monaten habe ich das Entsetzen über Gerrys Brief fast überwunden. Nun sind sie beide mit einem Schlag wieder da, meine mühsam in den Hintergrund geschobenen Begleiter: Scham und Furcht. Doch auch Ärger gesellt sich zu den beiden. Ja, ich habe etwas getan, was nicht mehr rückgängig zu machen ist. Was aber soll das hier werden? Bist du nicht Manns genug, anzurufen oder herzukommen, möchte ich herausschreien. Was soll das mit der offenen Karte? Geht es jetzt darum, dass die Nachbarn, die Postboten, die Familie es unbedingt erfahren müssen? Ich weiß es nicht und bin wieder niedergeschlagen. Doch fehlt es mir auch an Mut, ihn einfach selbst anzurufen oder zu ihm zu fahren und um eine Aussprache zu bitten. Könnte es denn funktionieren? Natürlich bereue ich es, und wie. Du hast recht, alter Freund, denke ich, und sehe sein fröhliches Gesicht aus längst vergangenen Tagen vor mir.

Doch stattdessen trotte ich mit der Karte in der Hand ins Haus zurück, ziehe meine dicke Jacke aus und werfe sie nachlässig über einen Küchenstuhl. Dann gehe ich ins Wohnzimmer und lasse mich in einen Sessel fallen, schalte das Licht der Stehlampe ein, starre erst stumpfsinnig an die dunkelroten Wände, auf die alten Möbel und aus dem Fenster in den dunklen Garten hinaus. Dann sehe ich in die Vergangenheit.

\* \* \*

Nachdem meine Lehre beendet war, zog es mich nach Berlin. Dies war die aufregendste Adresse, die dieses Land zu bieten



hatte, also bewarb ich mich im damals gerade erst eröffneten Palast der Republik. Kurz nach dem Vorstellungsgespräch, das im alten preußischen Marstall stattfand, in dem die Büroräume des Palastes untergebracht waren, erhielt ich auch schon die Absage. Der Grund war, wie erwartet, meine Oma. Nachdem mein Opa sie zur Witwe gemacht hatte, war sie in den Siebzigern nach Westberlin übergesiedelt. Seitdem gepflegte sie unsere Familie mit allem, was der Arbeiter- und Bauernstaat nicht zu bieten hatte. Einzig Bestellungen in Sachen Bekleidung waren heikel, war doch meine Oma in Geschmacksfragen nicht mehr ganz so stilsicher und sprach hier der Preis das gewichtigste Wort. Aber an die braune Kunstlederjacke mit den breiten Fellaufschlägen konnte ich mich relativ schnell gewöhnen und auch diverse Pullover und Blumen brachten frische Farbe und Form ins sozialistische Einheitsgrau.

Ich konnte es meiner Oma gut verzeihen, dass ich durch sie nicht Palastkellnerin geworden war, und versuchte es nun ganz in der Nähe, im Sprechotel. Da dort gerade viel Personal im Bankettbereich gesucht wurde, verhielten sie sich deutlich weniger zimperlich und nahmen mich trotz West-Oma.

Das Hotel war ein ungewöhnlicher Bau für Ostberlin. Eine zweiflügelige Anlage mit einer Sandsteinfassade, die sich im Norden an die Spree schmiegte. Der Berliner Dom spiegelte sich in den getönten Glasfenstern. Das Sprechotel, das ein schwedisches Bauunternehmen nach den Plänen eines einheimischen Architekten Ende der siebziger Jahre errichtet hatte, zog mit seinem hierzulande ungewohnten Luxus die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf sich. Auf sechs Stockwerke verteilten sich 400 Zimmer. Entlang der Straßenfront gab es Geschäfte und Restaurants. Im Innenhof, der zur Eingangshalle führte, war ein kleiner Gehölzgarten angelegt, in dessen Mitte beschaulich ein Springbrunnen plätscherte.

Ging man hinein, betrat man eine andere Welt. Eine Welt, in der es Farben gab und in der Baumaterialien wie Kupfer, Aluminium und verschiedene Hölzer verwendet worden waren. Eine großzügige Architektur mit viel Glas und Marmor beeindruckte die Besucher, die sonst überwiegend Waschbeton und Spanplatten gewohnt waren. Es glitzerte und blinkte allein schon aus der riesigen Deckenleuchte, die mit Hunderten von Glühlampen bestückt über der weitläufigen Freitreppe aus Sandstein hing, die von der Straßenseite in die Lobby hinaufführte. Die ungewöhnlich luxuriöse Ausstattung setzte sich in der Einrichtung der Restaurants und Bars fort. In der Lobby fanden sich großzügige Sitzgruppen aus Leder, die Halle war überdies üppig mit exotischem Grün dekoriert, für dessen Pflege ein eigener Hausgärtner sorgte. So ging es weiter im Fitnesscenter, das zu auslastungsschwachen Zeiten auch den Angestellten zur Verfügung stand, wovon wir reichlich Gebrauch machten. Vom Schwimmbekken konnte man in den hügeligen kleinen Park sehen, der zum Haupteingang führte. Die Wände des Saunabereichs waren mit Mosaikfliesen in verschiedenen Blau- und Brauntönen verkleidet. Die ungewohnt opulente Einrichtung brachte es gelegentlich mit sich, dass hemmungslose Bürger mit dem Abbau der Edelstahlarmaturen dem Mangel im Sanitärhandel abhalfen und mit dem Erbeuteten das eigene Heim ausstatteten.

Obwohl das Hotel nicht für die Arbeiter und Bauern des Staates, sondern von den Machthabern zum Eintreiben von Devisen erdacht worden war, erfüllten sich viele Menschen der Hauptstadt und der Umgebung hier ihre Sehnsucht nach Schönheit, Luxus und Weltläufigkeit. Um einmal ohne Anstehen Dinge wie frische Ananas, saftige Steaks oder Radeberger Pilsner zu genießen, bezahlten sie auch die unverschämten Preise.

In diesem Haus sollten Geschäftsleute und Touristen aus dem Westen absteigen, weil man das Geschäft mit den Über-

nachtungen nicht länger nur den Hotels in Westberlin überlassen wollte. Der Staat brauchte für den internationalen Handel dringend Devisen und hier sprudelte eine neue Quelle.

Der DDR-Bürger, mangels harter Währung vom Hotelbett gänzlich ferngehalten, durfte sein Geld als zweitrangiger Gast zumindest in einigen Restaurants und im Bankettzentrum ausgeben. Im französischen Restaurant dagegen wurden die Froschschenkel und der Champagner ausschließlich gegen Devisen verfüttert.

Um am Samstagabend einen Tisch im besonders gefragten asiatischen Restaurant zu bekommen, war eine Reservierung von mindestens einem halben Jahr nötig. Die Belohnung aber war garantiert. Die Einrichtung imitierte einen asiatischen Stil mit Möbeln aus dunklem Holzrohr mit heller Stoffbespannung. Die Kellner trugen Mao-Jacken in Rostrot und die Kellnerinnen verschiedenfarbige Kimonos. Es gab asiatisches Reiskorngeschirr und die Bambusstäbchen ruhten auf Porzellanbänkchen. Gekocht wurde quer durch den asiatischen Raum und die Speisen, die für unsere Gaumen so neu und fremdartig waren, schmeckten vorzüglich. Die Preise waren es auch. Denn die Zutaten mussten auch für harte Währung eingekauft werden. Man hatte den Chefkoch sogar ein Vierteljahr durch Asien reisen lassen, um sich Anregungen für die Speisekarte zu holen. Glücklicherweise war der Mann zurückgekommen, um sein Können im einzigen Restaurant dieser Art seinen siebzehn Millionen Landsleuten nach und nach unter Beweis zu stellen.

Ein weiteres außergewöhnliches Plätzchen war die Hallenbar des Hotels. Sie stand allen Währungen offen und war damit nicht nur ein interner Umschlagplatz für Getränke und Snacks, sondern wurde von vielen Glücksrittern auch als externer Umschlagplatz für knappe Waren aller Art und so manche Dienstleistung wahrgenommen.

Durch eine glückliche Fügung zählte ich zwei Jahre nach meiner Einstellung im Spreehotel zum sozialistischen Kollektiv dieser Bar.

\* \* \*

Die Weihnachtszeit ist vorüber und ein kurzer Wintereinbruch mit Kälte und Glatteis begleitet uns in den Januar. Leider sind nun auch zwei Wochen Urlaub vorbei und es geht ins neue Jahr und wieder ins Büro. In den zurückliegenden Tagen habe ich viel darüber nachgedacht, was ich in Sachen Gerry unternehmen soll. Und noch etwas beschäftigt mich: Soll ich es Mike erzählen und was würde dann passieren? Es hatte genug gemütliche Abende mit Geplauder und Wein gegeben und auch einige Momente, da fehlte nur noch ein kleines Stückchen Mut und ich hätte mich offenbart. Aber die Zeit war wohl noch nicht reif oder der Wein zu wenig gewesen.

Doch das Abwarten hat sich nicht gelohnt.

An einem Nachmittag Mitte Januar des neuen Jahres muss ich nach dem Heimkommen zuerst den Neuschnee vom Dach des Briefkastens wischen, damit sich beim Öffnen die Lawine nicht in die Post ergießt. Natürlich trete ich dem Briefkasten nun nicht mehr unvoreingenommen gegenüber und ich beeile mich auch jetzt nicht, ihn von der weißen Last zu befreien. Das Schlüsselloch ist auch ein wenig vereist und ich muss mehrfach ansetzen, bevor der Schlüssel ins Loch passt. Ich schließe auf, ziehe an der Tür und er spuckt mir doch tatsächlich eine neue Büßerkarte in die Hände. Ich will es gar nicht wahrhaben und werfe sie in einer ersten Regung in den Schnee. Lautlos fällt sie auf den Boden und bleibt mit der beschriebenen Seite nach oben liegen.

Gerry hat sich etwas Neues, zugegebenermaßen Originelles einfallen lassen, was mich allerdings nur mäßig amüsiert. Die Karte ist gewissermaßen eine kleine DDR-Fahne, schwarz-

rot-gold mit Hammer und Zirkel im Ährenkranz. Schön bunt und grell und unverwechselbar. Quer über das Textfeld steht geschrieben: „*Meinem Stasispitzel, Cornelia Astrid, einen Januargruß!*“

Erst Weihnachtskarte, jetzt Januargruß ... in derselben Sekunde, als ich ihn lese, schwant es mir. Januar, aha. Das heißt doch nicht etwa, dass auf die Januarkarte die Februarkarte folgt, dann die Märzkarte, dann die Aprilkarte und immer so weiter. Ich ahne langsam, worauf das Ganze hinauslaufen soll. Die Strafe, die er sich für mich ausgedacht hat, soll eine ständig wiederkehrende Mahnung an mich sein. So sind auch die Chancen größer, dass meine Familie oder ein Nachbar, der im Urlaub den Briefkasten leert, eine Karte findet. Kann er das wollen?

Ich stelle mir vor, welche Folgen dies hätte: Würden die Nachbarn mir die Karte inmitten weiterer Post verstohlen überreichen, so als hätten sie nichts bemerkt? Und dann? Würden sie darauf warten, dass ich mich selbst erkläre? Und wenn nicht? Und meine Familie? Gerry wird sich Gedanken darüber machen, ob ich mich ihr gegenüber offenbart habe, natürlich. Zu welchem Ergebnis wird er gekommen sein?

Ich hatte es noch nicht getan, immer noch in Angst vor den Folgen. Und die Verdrängung funktionierte ja bisher perfekt.

Wie hätten sich die Dinge wohl entwickelt, wenn ich nicht nach zwei Jahren vom Bankett- und Kongresszentrum, in dem wir in einem großen Kollektiv große Anstrengungen gemeinsam bewältigen mussten, in die kleine exklusive Bar gewechselt wäre, die an exponierter Stelle lag und individuelles Arbeiten und deutlich mehr Verdienstmöglichkeiten bot? Ich war damals sehr überrascht, dass man mich dort haben wollte, und natürlich sehr stolz. Eigentlich hatte ich gerade beschlossen, mich aus Berlin zu verabschieden, um einer neuen Liebe in die Berge zu folgen.

\* \* \*